

Seine Stimme einigte die Iraner über alle Grenzen hinweg

Kein anderer Künstler verkörperte die persische Kultur wie der Sänger Mohammed Reza Shajarian. Nun ist er verstummt

MARIAN BREHMER

Eine Stimme drang mir bei meiner ersten Reise durch Iran im Jahr 2010 immer wieder ins Ohr – mal in den Taxis, die mich durch Teheran beförderten, mal als Hintergrundmusik in einem Schiraser Teehaus. Es war die Stimme von Mohammed Reza Shajarian, dem Meistersänger der persischen Klassik.

Auch wenn ich die Worte damals noch nicht verstand, so setzte sich doch die aussergewöhnliche Feinheit und eindringliche Melancholie seiner Musik in meinem Ohr fest. «Shajarians Stimme ist so kräftig und unerschütterlich wie unsere alten Nationalepen. Er ist das letzte Überbleibsel des goldenen Zeitalters der persischen Kultur», sagte ein iranischer Freund.

Die Iraner waren stolz auf ihren Volkssänger, der die persische Musik – welcher es, anders als etwa der indischen Klassik, lange an internationaler Beachtung fehlte – auf internationale Bühnen trug und 2006 von der Unesco mit der Mozart-Medaille ausgezeichnet wurde.

Heimliches Studium

Ich traf Shajarian, der nun am 8. Oktober mit achtzig Jahren an den Folgen einer langjährigen Krebserkrankung in Teheran verstorben ist, erstmals im Sommer 2011 am Rande eines Auftritts in Berlin. Seine Konzerte waren oft Wochen im Voraus ausverkauft. Damals war der Sänger in seiner Heimat bereits seit zwei Jahren mit einem Auftrittsverbot belegt, so dass manche Iraner eigens nach Europa reisten, um ihr Idol zu erleben – neben Scharen von Exiliranern, die sich nach Klängen aus der Heimat sehnten.

Im Gespräch, das einen Tag vor dem Konzert stattfand, ging es auch um die politische Lage in Iran. Shajarian sprach leise, damit wollte er sich für den kommenden Auftritt schonen: «Meine Musik war stets vollkommen mit dem Geschehen in Iran verbunden. Die Wahl meiner Gedichte gleicht unserer sozialen Geschichte. Sie reflektieren Politik, auch wenn sie nicht direkt darauf abzielen. Meine Lieder handeln vom Leben der Menschen. Ich muss unter Menschen sein und werde durch sie inspiriert. Sonst könnte ich nicht singen.»



Das iranische Regime verbot dem Sänger Mohammed Reza Shajarian nach 2009 jegliche Auftritte und Tonaufnahmen.

SAHAR HR BABAYIGIT / LAIF

Shajarian wuchs in einer konservativen Familie im ostiranischen Mashhad auf. Sein Vater war Koran-Rezitor – eine Familienkunst, die der junge Mohammed Reza früh erlernte. Die spirituelle Ethik des Vaters hat den angehenden Musiker geprägt, auch wenn er sich im Laufe seines Werdegangs am

streng religiösen Weltbild der Familie rieb. Musik als darstellende Kunst war in orthodoxen schiitischen Kreisen verpönt, weshalb sich Shajarian dem Gesangsstudium heimlich zuwandte.

Bei Meistern der persischen Klassik lernte er die technischen Feinheiten des iranischen Kunstgesangs und durchlief

das Standardrepertoire des Radif-Tonsystems. Seine ersten Aufnahmen sang Shajarian beim Radio Khorasan ein, es folgten Auftritte im iranischen Staatsfernsehen. Nach einer kurzen Lehrtätigkeit setzte er seine musikalische Ausbildung fort und avancierte bald zum gefeiertsten Vokalistens Irans.

Schwesterkünste

Nach der Islamischen Revolution, welche die Pop-Musik der Schah-Ära verbannte und klassisch-persische Musik beförderte, blieb seine Stimme in den iranischen Medien omnipräsent. Kaum ein Iraner, der nicht im Ramadan mit Shajarians «Rabbana» – einem arabischen Gebetsgesang – das Fasten brach. So verbindet heute eine ganze Generation von Iranern emotionale Erinnerungen mit Shajarians Stimme. Diese war von ausgesprochener Kraft und Flexibilität, konnte in tiefen Lagen einen stillen Klangteppich erzeugen, um dann auf einmal stürmisch in die Höhe zu brausen. Die charakteristischen Tremolo-Linien der iranischen Stimmkunst beherrschte Shajarian wie kein anderer Sänger.

Durch seine Interpretation der Verse grosser Dichter wie Hafez und Rumi trug Shajarian dazu bei, die Begeisterung der Iraner für ihr lyrisches Erbe am Leben zu erhalten. «Dichtung und Musik sind [in Iran] wie zwei Flügel derselben Kultur», erklärte er im September 2015 bei unserem zweiten Gespräch unweit von Rumis Grabmal im türkischen Konya. Shajarian war für sein letztes öffentliches Konzert zum Geburtstag des grossen Poeten ins Nachbarland gereist. Er wirkte bereits geschwächt, seine Stimme erreichte nicht mehr die gewohnten Höhen. Wenige Monate später wurde bekannt, dass er schon seit 15 Jahren an Nierenkrebs litt.

Obschon die klassisch-persische Musik von starren Regeln geprägt ist, zeigte sich Shajarian besonders in den späteren Jahren offen für Neues. Er experimentierte mit innovativen Ensemble-Formationen und entwickelte selbst neue Instrumente, die in seine Konzerte Eingang fanden.

Nach den Wahlprotesten von 2009 untersagte Shajarian den iranischen Staatsmedien die Ausstrahlung jener Lieder, die er in den frühen Tagen der

Islamischen Revolution gesungen hatte. Als der damalige iranische Präsident Mahmud Ahmadinejad die Demonstranten «Staub und Abfall» nannte, bezeichnete sich der Sänger als «Stimme des Staubs und des Abfalls».

Rasch wurde der Meister mit einem Auftritt- und Aufnahmeverbot belegt. Sogar das ikonische «Rabbana» fiel aus dem Ramadan-Programm. Obwohl Shajarian weiterhin in Teheran lebte, wo er einen Grossteil seiner Zeit mit Garten-

Erst jetzt, nach seinem Tod, spielte das iranische Staatsfernsehen wieder seine Musik, zum ersten Mal seit elf Jahren.

arbeit verbrachte, musste er nun in die USA fliegen, um neue Musik aufzunehmen. Erst jetzt, nach seinem Tod, spielte das iranische Staatsfernsehen wieder seine Musik, zum ersten Mal seit elf Jahren.

Einheit für ein gespaltenes Volk

Doch es wäre falsch, Shajarian als politischen Aktivist zu bezeichnen. Er war mehr als das, folgte schlichtweg seinem Gewissen als moralisch höchst empfindlicher Künstler, der sich von Humanismus leiten liess. In Zeiten politischer Turbulenzen war er der Bewahrer eines zeitlosen Kulturschatzes, der jenseits der unruhigen Tagespolitik fortlebt. Damit war er beliebt in allen sozialen und politischen Lagern der iranischen Bevölkerung – eine Ausnahme in der sonst tief gespaltenen Gesellschaft.

Wenn er die Bühne betrat, war es nicht seine Persönlichkeit, die den Raum einnahm. Diese trat wie bei allen grossen Künstlern vor der Kunst in den Hintergrund. Wenn Shajarian sang, dann verkörperte er die persische Seele – und wurde damit zu einem Spiegel der Sehnsüchte des iranischen Volkes.

Für Kinder war die Utopie der 68er ein Albtraum

In seinem neuen Roman erzählt Rolf Lappert vier Lebensgeschichten von Jugendlichen, die abrupt aus der Hippie-Kommune herauskatapultiert werden

PAUL JANDL

Irgendwann muss man schwimmen können. Muss sich ins Wasser stürzen. Das Wasser ist gefährlich, aber auch ein Versprechen, dass es jenseits der eigenen Erfahrungen noch etwas anderes gibt. Man kann nicht sagen, Rolf Lappert, der Träger des Schweizer Buchpreises des Jahres 2008, hätte in seinem neuen Roman aus diesem Bild nichts gemacht. Es durchzieht ein Buch, das mit seinen fast tausend Seiten selbst ein breiter Strom ist. Sehr gemächlich. Voller Überfluss. Voller Überflüssigkeiten. «Leben ist ein unregelmässiges Verb» heisst der Roman, der deshalb eine Zumutung ist, weil seine Übergrösse die eigentliche Grösse dieses Werks doch ziemlich verdeckt.

Dabei ist die Geschichte subtil ausgedacht. Es sind die achtziger Jahre mit ihrer ersten Revision der Achtundsechziger-Errungenschaften. Im Norden Deutschlands wird unter grosser voyeuristischer Anteilnahme der Öffentlichkeit eine Kommune aufgelöst. Die Erwachsenen gehen ins Gefängnis. Die Kinder fallen aus der strengen Ordnung heraus, die sie bisher gekannt haben.

Der einzigen, die sie überhaupt kennen. Bedürfnislos wie bei den Quäkern ist es bei den Kommunarden zugegangen.

Es ist eine progressive Utopie, die sich ins 19. Jahrhundert zurückräumt. In ein Leben mit Landwirtschaft, Natur und alten Büchern. Die Kinder sind belesen, ohne überhaupt lesen zu können. Als die Utopie vom einfachen Leben plötzlich platzt, werden die Dinge kompliziert, und hier setzt «Leben ist ein unregelmässiges Verb» ein. Leander, Frida, Linus und Ringo heissen die Zwölf- und Dreizehnjährigen, die zu Verwandten oder Pflegeeltern gebracht werden.

Abenteuer und Absturz

Den Fluss, der die Landkommune vom Rest der Welt getrennt hat, konnten die Kinder nicht überqueren. Jetzt sind sie mittendrin im reissenden Strom der Zivilisation und wissen nicht einmal, was das ist. Vier junge Menschen müssen sich die Welt zusammenbuchstabieren, aber sie reimt sich nie wirklich ganz. Auch als sie älter werden und erwachsen sind. Wir folgen über Hunderte von Seiten den Biografien. Der grosse Kunstgriff Rolf Lapperts dabei: die Welt so zu zeigen, wie

wir sie kennen, gleichzeitig aber auch so, als würden wir sie noch gar nicht kennen. Wir sehen sie mit dem perspektivischen Knick der Figuren, der allein schon grosse Literatur erzeugen könnte.

Diese Form ist in Lapperts Roman aber leider an etwas Moralisches gebunden: an die Idee, den Aussenseitern in aller Zuneigung gerecht werden zu müssen. In den Geschichten aus dem Leben von Leander, Frida, Linus und Ringo ist deshalb alles gleichwertig. Das Banale und das Existenzielle. Erste Zigaretten und tödliche Unfälle. Randfiguren und Hauptfiguren. Alles wird auf höchstem Niveau bis ins kleinste Detail ausgemalt. Es füllen sich die Seiten mit Nebensächlichem, obwohl man spürt, dass es eine Hauptsache gibt: die Frage, wie die Gesellschaft mit dem Individuum umgeht. Wie sie es zurechtet und wie sie am Ende alle gleich macht.

Am stärksten und tragikomischsten ist «Leben ist ein unregelmässiges Verb» dort, wo es um Autoritäten geht. Um die Schule und die Behörden, um knasterbärtige Erziehungsberechtigte oder soziale Konventionen, mit denen Lapperts Aussenseiter-Quartett nichts anfangen kann. Leander entwickelt sich

zum tagträumenden Feingeist, als der er schliesslich dem Literaturunternehmer namens Beerbaum auffällt. Leander wird Schriftsteller. Widerwillig. Frida muss sich erst aus den pädagogischen Prinzipien ihrer bigotten Grossmutter befreien, bevor sie auf die praktische Seite des Lebens findet. Ringos Existenz schwankt zwischen heldenhaftem Abenteuer und Absturz. Linus versucht seine Identität loszuwerden, indem er seinen eigenen Tod vortäuscht. Er wird bleiben, wie er immer war. Das Kind einer Kindheit, der er nicht entkommt. Ein Ankommen gibt es nur, wenn man sich selbst vergisst.

«Er war weder glücklich noch unglücklich und fand, sein Leben im Mittelfeld der möglichen Gemütsverfassungen zu verbringen, sei völlig normal und nichts, worüber er sich Gedanken machen sollte.» Das traurige Paradoxon in diesem Roman, der gut fünf-hundert Seiten kürzer sein könnte: Geltung erlangt man nur durch Gleichgültigkeit.

Es sind Kaspar-Hauser-Geschichten, die Rolf Lappert da erzählt, nur dass seine vier Protagonisten nicht in der dunklen Einsamkeit eines Raums aufgewachsen sind, sondern in den hel-

len Weiten der Literatur. Von der Welt wussten sie nichts. Dass es Flugzeuge gibt, schien ihnen zweifelhaft, dafür aber kennen sie Wörter wie «derweil», «beileibe» und «inniglich». In ihren ersten Jahren leben sie in einer Wirklichkeit, wie sie in «Oliver Twist» und «Moby Dick» beschrieben ist. «Aus Büchern wissen wir, was das Wort schwimmen bedeutet. Fische schwimmen, Aale, Frösche. Der Mensch muss es lernen. Wir lernen es nicht.»

Draussen lauert die Gefahr

Für die abgezielte Welt der Kommune gab es das Draussen nur als Gefahr. Wehe dem, der sich davonmacht. Der Befund für die freie Gesellschaft sieht allerdings nicht viel anders aus. Vielleicht hätte sich auch Rolf Lappert einmal davonmachen sollen. Quer durchs Gebüsch seines Riesenromans. Eine Abkürzung nehmen. Wenn man als Leser das Ziel viel früher sieht als der Autor, ist das meist kein gutes Zeichen.

Rolf Lappert: Leben ist ein unregelmässiges Verb. Hanser-Verlag, München 2020. 976 S., Fr. 46.90.